

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 32.

Grand Island, Nebr., 15. Dezember 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 18

Zuruf.

Alles kann sich umgestalten!
Mag das dunkle Schicksal walten.
Muthig! auf der steilsten Bahn.
Trau' dem Glücke! trau' den Göttern!
Steig' trotz Wogenbrand und Wettern,
Kühn, wie Cäsar, in den Raub.

Laf den Schwächling angstvoll zagen!
Wer um Hohes kämpft, muß wagen!
Leben gelt' es oder Tod,
Laf die Woge donnernd branden!
Nur bleib immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!

Matthison.

Wenn die Uhr schlägt.

Novellette von E. H. S. e. n.

Die zierliche Rotokouhr auf dem
Rototofamin schlägt mit seinem silber-
berhellenden Klang die zehnte Abend-
stunde.

Alles im Zimmer ist, wie es war.
Alles ist wie an jenem Abend, denn
ach — Möbel und Seide und Gold
sind weniger vergänglich als ein Men-
schenleben.

Aber diesmal scheint die Wirklich-
keit auch diesen alterproben Satz Lügen
strafen zu wollen. Auf dem rosa
gepolsterten kleinen Sopha sitzt eine
weiße Gestalt, das Gesicht in den
Händen verborgen, wie damals. Erst
wenn man näher zusieht, erkennt
man, daß es nicht dieselbe ist; denn
wenn noch einer lebte, der damals
zugehört, als man die schöne Anne
de Soreze gefangen aus dem Schlosse
führte, in das sie nimmer zurückkehren
sollte, er würde sie sofort in dem
Bilde erkennen, das im ovalen Gold-
rahmen über dem Sopha hängt, dem
einigen Gemälde in dem Raum mit
den weiß-gold-rosa Wänden. Und
noch über etwas würde sich der Be-
trrachter sehr wundern. Von der
Dede tanzt eine matrosia Ampel her-
ab und giebt mildes, gedämpftes,
aber doch elektrisches Licht auf die
weiße Gestalt unter dem Bildnis der
schönen Anne. Jetzt hebt die schwei-
gende Gestalt den Kopf empor und da
erkennt man erst, wie vertrieben sie
von dem Bilde und doch wie ähnlich.
Die beiden Bilder müssen verwandt
sein, das sieht man auf den ersten
Blick. Die Frau, die auf dem Sopha
saß, trägt keinen Schmuck, nur am
vierten Finger der linken Hand, mit
der sie das Kinn stützt, blüht der
schlichte glatte Goldreif, in dem sie die
Quelle aller ihrer Leiden haßt.

Sie sieht in dem goldenen Reif die
Quelle ihres Unglücks, und wie sie so
daßigt, zürnt sie denen, die ihre un-
erfahrene Jugend beeinflusst, die ihr,
dem siebzehnjährigen Kinde, zugepro-
chen, dem Grafen Belmaur die Hand
zu reichen. Freilich, sie waren so ver-
armt, die Soreze, und es war ein
Glück für sie damals gewesen, als Felix
um ihre Hand anhielt. All der
Reichthum hatte ihr ja gut gefallen,
aber Felix ist doch nicht der Mann,
den sich ihre Mädchenträume er-
wünscht.

Ja, wenn sie den anderen, das
Ideal ihrer Träume, sie kennen ge-
lernt hätte! Warum hatte ihn Felix
ins Haus gebracht? Warum wohnte
er in seiner einfachen Villa, kaum
eine Stunde vom Schlosse Belmaur
entfernt?

War's nicht ihr Schicksal, das dies
also fügte? Warum mußte sie ihn so
lieb haben, warum mußte er so viel
schöner, so viel vollkommener sein als
Felix? Sie hatte lang genug wider-
standen, aber heute war die Stimme
des Lebens, der Liebe zu mächtig ge-
wesen.

Nun muß er bald kommen! Ob sie
das Getrappel seines Rappens hören
wird? Sie will die verflochtenen
Stunden für ihn durchdenken, malt
sich aus, wie er mit Maaten auf der
Terrasse der Villa „Idylle“ ihre
Botschaft empfängt, wie er voll Unge-
duldben den Abend herbeiseht, wie er
frohlockend unten auf den Schienen
den Zug vorbeifahren hört, der Felix
entführt, wie er aufatmend das
Rauchwölkchen am Himmelstrand ver-
schwinden sieht, wie er sich auf seinen
Rappen schwingt und durch die Sep-
tembernacht galoppirt, galoppirt im-
metzu.

Wäre er nur erst da! Dies War-
ten ist qualvoll, unerträglich. Ob er
im Augenblick, das dies denkt, so
liebestrunknen ist wie sie? Wie zärtlich,
wie sehnsüchtig haben seine Blicke ge-
sleht nach gestern. Sie hatte gezögert
immerzu — und nun mit einem
Male gewährt sie alles — aus heißer
Liebe und auch aus Trost, aus Trost

gegen jene, die damals überredet, auch
auch Trost gegen sich selbst, die das
schöne vornehme Leben aus Felix'
Hand annahm.

Wenn nur nicht die Zeit und die
tiefe Stille ringsum so sehr zum Ue-
berlegen zwängen. Sie wird zornig,
wenn sie daran denkt, wie liebevoll
Felix beim Abschied ihre Wangen ge-
streichelt hat. Wozu er nur so gut und
freundlich ist, der große, trodene Felix,
wenn sie ihn doch nie lieb haben
kann. Der Arme! Eigentlich thut er
ihr leid. Geht so arglos mit einem
herzhaften Ruf von seiner kleinen
Frau, die er für ein liebes, unschul-
diges Kind hält. — Er spielt ihr ge-
genüber immer ein bißchen den Vater
— und während er schlummerig in
der Coupe de lehnt —

Unwillig schüttelt sie sich. Wenn er
nur schon da wäre, der andere! Ganz
leise murmelt sie seinen Namen vor
sich hin. Er ist ja tausendmal unglück-
licher wie ihr Gatte, mit dem sie so-
eben noch Mitleid empfunden. Der
hat sich für seinen Reichtum ein jun-
ges schönes Weib gekauft und
schmelzt in ihrem Besitze. Aber er
sieht das Weib eines anderen schier
hoffnungslos und ohne ihre Güte
muß er verzweifeln in seiner Einsam-
keit. „Und ich habe ein Recht zum
Glück, ich bin jung und war ein un-
wissendes Kind, als ich dem anderen
folgte!“

So spricht sie zu sich selbst, als die
Rotokouhr schon längst elf seine sil-
berne Schläge gethan.

Wo Felix jetzt sein mag? Ob er an
sie denkt, ob er etwas ahnt? Der
Arme! Wo nur er ist?

Hier in diesem Zimmer will sie ihn
empfangen; die gemeinsame Schwär-
merei für alte Zeiten, alte Biber, alte
Nöbel hat sie einander besonders
nahe gebracht. Er ist Claire's größter
Stolz, dieser Rototofalon, in dem al-
les noch ist, wie an jenem Abend, da
man ihre Uegrohmutter aus eben die-
sem Salon führte — zur Guillotine.

Unwillkürlich blickt Claire auf das
Bild der Anne de Soreze, der sie so
sehr gleicht. Sie forcht in den schö-
nen, freundlichen Zügen; ihr ist ja
wohl bekannt, was man von der lieb-
lichen, geistreichen Frau erzählt.

Wie oft hatte Claire die Geschichte
gehört, wie oft sogar nachempfinden,
wenn sie einsam und ewig unzufrie-
den mit ihrem Schicksal, das sie doch
so weich gebettet, unter dem Bilde
saß. Oft scherzte Felix über ihre seltsa-
me Ähnlichkeit mit der schönen
Anne, deren blondes gepudertes Haupt
unter dem Weil gefallen. Heute scheint
das Bild der jungen Gräfin ihr seltsa-
mer denn je zuzulächeln.

Halb zwölf Uhr schlägt die kleine
Uhr und Schärer und Schärerin ver-
beugen sich tief. Ihr wird ängstlich
in der Einsamkeit des schlafenden
Hauses unter dem Licht der rosa Am-
pel mit dem Bilde der Todten, die
vielleicht auch einst so hartete.

Warum nur erit nicht kommt? Er
hat doch meine Botschaft empfangen
— will er mich verhöhnen, wollte er
nur sehen, wie weit er mich bringen
kann? „Aber nein, das kann nicht
sein, vergieb mir die Gedankenfülle,
o mein Geliebter!“ Vielleicht ist ihm
ein Unglück zugestoßen, o Gott, wenn
er mit dem Pferde gestürzt wäre.

Zwölf Uhr klingt's fein leise, un-
erbittlich wie die „penulde de Memo-
rin“, die einst Maria Antoinette das
allzu schnelle Entfliehen ihrer Schär-
ferstunden in Klein-Orion anzeigte.
Schritte hallen auf dem Kies; sie
stürzt zum Fenster, eine dunkle Ge-
stalt kommt aufs Haus zu. Sie sinkt
aufs Sopha, zählt die dumpfen
Schläge, die zwischen ihrem Herzen
und ihrer Kehle hin- und herpendeln.

„Claire! Claire!“ Ganz laut und
deutlich hört sie ihren Namen rufen
von Felix sonorer, voller Stimme.
Kraft athmet sie auf, daß ihr noch
Zeit bleibt. Aber da durchdringt sie's
auch schon siedendheiß — wenn er jetzt
kommt, wenn er ihn findet.

Jetzt öffnet Graf Belmaur die
Thüre; „Claire, was giebt's, warum
glockst Du keine Antwort?“
Sie lächelt verwirrt.

„Wo kommst Du denn her, wieso
bist Du nicht auf dem Wege nach Pa-
ris?“ fragt sie endlich, noch immer
angstvoll hinauslächelnd.

„Wieso?“ Er seufzt auf, trockenet sich
die Stirne. „Das ist eine schlimme
Geschichte. Ich erwartete mein Herz-
lieb schon schlafend zu finden, dann
hätte ich ihr es erst morgen gesagt.
Aber Du hast wohl wieder geträumt,
hier in Deinem achtzehnten Jahrhun-
dert?“

Er sagt das alles hastig, mit einem
Versuch zu lächeln und zu scherzen.

Aber man merkt, daß er sich Gewalt
thut, daß er heiter scheinen möchte
und es nicht ist, daß ihn ein kürzlich
empfangener, schrecklicher Eindruck be-
herrscht. Was bedeutet sein geheim-
nißvolles Wesen?

„Was ist geschehen?“
„Nichts, sei unbesorgt, mein Lieb-
ling, bis Du ruhiger geworden bist.“
„Ich bin nicht unruhig, Felix, Du
hast mich nur erschreckt, ist Dir etwas
zugefallen?“

„Nein — aber nicht wahr, Du wirst
Dich nicht zu sehr aufregen. Du hast
ihn ja freilich immer gerne gehabt, den
armen Jungen — aber es war auch
seine Schuld, wozu hat er es so toll
getrieben mit den Weibern — freilich,
sie war auch nichtsnutzig.“

„Aber wer denn, um Gotteswillen-
len?“
„Van Maaten, wenn Du's durch-
aus wissen mußt.“

„Was ist ihm geschehen?“
„Na, also, Du hast doch gewußt,
oder nicht, daß er mit Madame Bo-
ville — es sind ja von dort nur zehn
Minuten nach Villa Idylle — ein
Verhältniß hatte?“

Glühend roth wird die Gräfin, Felix
streichelt ihre Wangen.

„Also Boville hat es erfahren —
Gott weiß wie — und heute Abend
hat er die Weiden überfallen, drohen
in der „Dahlia“, und in der Wuth.“
Schneeweiß, mit verzerrten Zügen,
trallt sich Claire an ihren Gatten.

„Was hat er gethan, Felix?“
„Maaten erschossen.“

Ein gellender Schrei hallt durch den
Raum. Vor den Füßen des Grafen
liegt ohnmächtig sein junges Weib.
Die schlägt jetzt verblüht die Augen
auf und versucht zu lächeln, als sie das
erschrockene, besorgte Gesicht über sich
beugt sieht.

„Vergiß das Traurige, meine süße,
kleine Frau — denn nur, wir haben
ja einander, nicht wie jene Bovilles.
Heute, während der gräßlichen Stun-
den drunten im Flußbad, habe ich
so tief empfunden, was es heißt, ein
gutes und getreues Weib haben und
wie glücklich ich bin.“

Leise beginnt die Gräfin zu schluch-
zen und legt den Kopf an ihres Gat-
ten Brust. Und immer heißer fließen
die Thränen, und immer sanfter küßt
er ihre nassen Wangen.

Und die schöne Anne de Soreze im
goldenen, ovalen Rahmen lächelt auf
die Weiden herab, die sich auf ihrem
kleinen rosa Sopha umschlungen hal-
ten, bis der Herbstmorgen durch die
Fenster blüht.

Der Hase ist fort.

Humoreske von Anna Pawlit-
schek.

„Nein, wie entzückend diese schmale
Mondsichel auf dem blauen Winter-
himmel steht!“

Die kleine Frau meines Freundes
ruft uns Beide, die wir so beglück-
unseren Thee löffeln und unsere Ci-
garrette rauchen, zu sich heran an die
Ballontische. Erst wollen wir nicht
recht, denn wir sind nüchterne Pa-
trone; doch sie läßt nicht locker.

„Also, „auf nach Kreta!“
Nachdem wir genügend mitge-
schwärmt hatten, meinte Hans:
„Jetzt lassen wir aber doch schon
die Rouleaur herab?“

„Ja, gleich. Ich hole nur den Bal-
lontischlüssel — den hab' ich nämlich
zu verfiest!“

Und die junge Hausfrau machte
schelmische Augen.

„Verfiest?! — Ich verstehe nicht.
— Es genügt wohl, die Thür nur
abgesperret zu halten. Der Schlüssel
könnte doch d'rubleiben —“

„Gott behüte!“ — „Na, ich will's
Euch übrigens erklären.“

Und schon ist Frau Hedi mit dem
Schlüssel zur Stelle; wir treten
hinaus in das überströmende
Abenddämmer.

„Sehen Sie nur, hier —“ und
Frau Hedi lüftet die Falten der jetzt
für den Winter eng zusammenge-
preßten Mantel — „dahier ver-
wahrt er — einen Hasen! — Ueber-
moraen wollen wir ihn verzehren.“

„Na, warum aber hier?“ frage ich
verwundert. „Ein Balton nach
der Straße ist doch am Ende keine
Speisekammer.“

„Nicht wahr, darauf kommen Sie
nicht?“
„Nie im Leben! — Doch auch Ihr
Gatte macht ein verwundertes Ge-
sicht...“
„Er weiß eben auch noch nicht,
welch sorgsame Hausfrau er an mir
besitzt! — Doch ohne Scherz: das ist
nämlich schon der zweite Hase in

meinem eigenen Haushalt... Ge-
gessen haben wir aber noch keinen...
Der erste wurde mir — gestohlen!
Ja, ja, entsetzt Euch nur, meine Her-
ren, aber ich kann da gar nichts da-
für.“

„Natürlich! Wo können Frauen je
dafür?!“ höhnte mein Freund, alle
Galanterie vergebend.

„Du wirst Dich gleich überzeugen.
Höre nur. Also so wie Mama es
mich gelehrt hat, hab' ich mein Häse-
lein auf dem Klopfballen zum
Auswettern aufgehängt. Doch schon
am nächsten Tage kam die Köchin weinend
mit der Meldung, daß der Hase
fort sei. Natürlich habe ich die Mina
selbst in Verdacht. Die hat ihn halt
einfach zu ihren Leuten nach Hause
eripiert. Na, vorüber ist vorüber.“

„Ich gehe schnurstracks zum Wildpret-
händler, bestelle wieder einen Lamm-
ke, doch der darf mir nur in Mina's
Abwesenheit geliefert werden.“ —
„Gehe auch so. Und den verberge ich
nun hier in den Vorhängen und erst
morgen bekomme ich die Mina in
die Küche hinaus, damit sie ihm so-
gleich und unter meiner Aufsicht das
Fell über die Ohren ziehe.“ — „So
kann doch nichts passieren — rich-
tig!“

„Meine vorste Bewunderung, gnä-
dige Frau!“

Hans ist natürlich noch wärmer in
seiner Anerkennung. Er zieht sein
junges Frauchen, dem er vorhin so
unrecht gethan, sogar zärtlich in die
Arme und belohnt ihre Umsicht. Und
dann sagt er ganz spontan zu mir:
„Du — an dem Schmaus sollst Du
aber theilnehmen. Geht, geht?“

„Aber geist!“
„Bin mit Begeisterung dabei!“
Darauf küsse ich die niedliche Hand
und ziehe mich zurück.

Und sofort teimt in meiner Seele
schwarze Saal.

Ich bin einmal ein unverbesserlicher
Kerl: wo es einen Posten zu
spielen giebt, bin ich dabei —

„Zu Hause nehme ich meinen Josef
gleich tüchtig in die Lehre: Begriffs-
stübig ist der Junge nicht! Auf-
stehend lacht er über sein breites,
buntn-dreites Nasenbügelgesicht, froh
darüber, das Gleichmaß seiner Tage
einmal in lustiger Weise unterbrechen
zu können.“

Die Nacht kommt heran und ich
schlafe ohne jeglichen Bewußtsein
selbst bis zum Morgen.

Bei der Toilette meldet mir Jose-
f: „Alles in bester Ordnung!“

„Gut — Fortsetzung folgt, Du
weißt schon.“

Und abermals grinst mein Josef
sein Einverständnis.

Im Verlaufe des Tages erhalte
ich ein Bilet.

Es ist von Frau Hedi.

Ich hatte es erwartet.

„Alright! Es geht Alles program-
mäßig. Und ich beginne zu lesen:
„Denten Sie nur meinen Schred:
Der Hase ist doch wieder weg! Heute
morgen will ich ihn der Köchin über-
liefern — doch die Stelle in der
Vorhangstulle ist leer! Wie das ge-
schehen konnte, ist mir ein Rätsel.
Es hatte außer uns kein Mensch eine
Ahnung, was diese Falten bergen.
Und so ohne Weiteres besetzt man
doch keine im Stadtwert gelegenen,
dem Ansehen nach leeren Balkone.“

„Nun, trösten wir uns.“

„Ich theile Ihnen die Sache nur
mit, um Sie wissen zu lassen, daß
wir Sie morgen bloß mit einer
Kaltsteule erwarten werden.“

Ich war quieschbergnügt über den
guten Gang.

Sofort setzte ich mich nieder und
verfaßte nun meinerseits ein Bilet:

„Verehrte Gnädige! Ich glaube,
Ihr Schred beruht auf einem Irr-
thum. Wenigstens machte ich knapp
bevor Ihre Mitteilung an mich
kam, einen Ritt an Ihrer Wohnung
vorbei und als ich hinaufsaß, bläute
der Wind wildwetternd an der Se-
gelleinwand der Mantel herum, —
ich sah Meister Lampe ganz deutlich
dort hängen. — Wollen Sie daher,
bitte, doch noch einmal danach sehen.
In Ergebenheit —“

So.

Das waren zwar recht freche Lügen,
aber wenn Frau Hedi dann
morgen, sobald die Post ihr mein
Briefchen zugestellt haben würde, auf
dem Balkon herumfuhr —

Nun, dann würde sie eben einen
ganzen netten Spaß erleben...!
Und so war's auch. Als ich am
Abend zum Souper kam, wurde ich
mit lautem Hallo empfangen. „Du
Schwärenthier!“ rief Hans mir ent-
gegen, und die Gnädige schleppte

mühselig einen Hasenbalg heran, aus
dem meines Josefs kundige Hand
eine Attrappe hergestellt hatte, dicht
bis zum Bersten mit köstlichen Scho-
tolabe-Bonbons gefüllt.

Ihr Bedienter muß wohl ein
Preisstürner sein, daß er da hinauf-
kam!“ meinte sie lachend.

„Durchaus nicht. Aber ein Tiroler
ist es und als solcher das „Fensterln“
gewöhnt, wenn's auch ein wenig un-
bequem hoch war bei Ihnen, gnä-
digste Frau.“

Dann setzten wir uns in fröhlich-
ster Laune zu Tisch zu der schlichten
Kalbssteule, wie die Frau meines
Freundes entschuldigend betonte.

Doch es erwartete ihrer noch eine
Ueberraschung. Mein Josef erschien
im Rahmen der Thür, in seinen
weiß behandschuhten Fäusten ruhte
eine große Silberplatte und darauf
lag, von feim gefüllten Pasteten
garnirt, Meister Lampe in einer
nummernvollen Sauce von saurem
Rahm und Kapern. Alles ein Wert
meines Josefs.

Frauen am chinesischen Hof.

Als Kaiser Kwanghsü, der unglück-
liche Schattenkaiser auf dem Drachen-
thron und Vorgänger des jetzigen klei-
nen Kaisers Hiantung, im Jahre 1888,
damals 16jährig, verheirathet werden
sollte, erschien in der Peking Staats-
zeitung am 8. November 1888 nach-
sichender Erlass der Kaiserin-
Regentin Tschü, der Adoptivmutter
und Tante des damaligen jun-
gen Kaisers: „Seit der Kaiser in
alter Ehrschrift sein großes väterliches
Erbe angetreten hat, ist er allmählich
Mann geworden, und es ist daher ge-
ziemend, daß eine Frau von hohen
Charaktereigenschaften auserwählt
werde, um ihm in den Pflichten des
Volkes beizustehen, damit die hohe
Stellung einer Kaiserin ziemend
ausgefüllt und der Kaiser in den tug-
endhaften Bestrebungen unterstützt
wird. Die Wahl ist gefallen auf
Jehonala, die Tochter des stellvertre-
tenden Generalleutnants Kweihsiang,
eine Maid von tugendhaftem Charak-
ter, von ansehnlichem Weßern und
würdigem Benehmen. Wir befehlen
ferner, daß Jutala, 15 Jahre alt, die
Tochter Kwanghsü's, des früheren
Vizepräsidenten eines Ministeriums,
zur Stellung einer Nebenfrau des vier-
ten Ranges, und Jatala, 13 Jahre
alt, eine andere Tochter desselben Be-
amten, gleichfalls zur Nebenfrau des
selben Ranges erhoben werde.“

Die auserwählte Hauptfrau des
Kaisers war somit Jehonala, Tochter
des heute in Peking als Privatmann
lebenden, jetzt etwa 70jährigen Herzogs
Kweihsiang, des Bruders der verstor-
benen Kaiserin-Witwe Tschü. Und
die damalige liebliche Braut, auf die
ihre großmächtige Tante und das chi-
nesische Volk so große Hoffnungen ge-
setzt hatten, ist die jetzige Kaiserin-
Witwe Kwanghsü, des kleinen Kaisers
Hiantung derzeitige Adoptivmutter.

Sie wohnt zur Zeit mit ihrem hohen
Schwiegervater, dessen Schulunterricht
gerade begonnen hat, im süwestlichen
Theile der Verbottenen Stadt, in dem
früher zeitweise von der verstorbenen
Kaiserin-Witwe Tschü als zeitweiliges
Sommerresidenz innegehabten, hübsch
an dem mittleren Lotosstich gelegenen
Palast Kwantien, wo ihre Hauptforge
dem Ansehen nach leeren Balkone.

Nun, trösten wir uns.

„Ich theile Ihnen die Sache nur
mit, um Sie wissen zu lassen, daß
wir Sie morgen bloß mit einer
Kaltsteule erwarten werden.“

Ich war quieschbergnügt über den
guten Gang.

Sofort setzte ich mich nieder und
verfaßte nun meinerseits ein Bilet:

„Verehrte Gnädige! Ich glaube,
Ihr Schred beruht auf einem Irr-
thum. Wenigstens machte ich knapp
bevor Ihre Mitteilung an mich
kam, einen Ritt an Ihrer Wohnung
vorbei und als ich hinaufsaß, bläute
der Wind wildwetternd an der Se-
gelleinwand der Mantel herum, —
ich sah Meister Lampe ganz deutlich
dort hängen. — Wollen Sie daher,
bitte, doch noch einmal danach sehen.
In Ergebenheit —“

So.

Das waren zwar recht freche Lügen,
aber wenn Frau Hedi dann
morgen, sobald die Post ihr mein
Briefchen zugestellt haben würde, auf
dem Balkon herumfuhr —

Nun, dann würde sie eben einen
ganzen netten Spaß erleben...!
Und so war's auch. Als ich am
Abend zum Souper kam, wurde ich
mit lautem Hallo empfangen. „Du
Schwärenthier!“ rief Hans mir ent-
gegen, und die Gnädige schleppte

Vergessen hatte man damals die bei-
den Hauptnebenfrauen des Kaisers
Kwanghsü, von denen die ältere, Ju-
tala, als sie zu ihrem Schreden ge-
wahrte, daß sie in dem weiten Palaß
mit kraftlosen Eunuchen allein gelassen
war, sich aus Verzweiflung und aus
Furcht vor Gewaltthaten der womöglich
eindringenden fremden Soldateska in
einen Brunnen im Palaß stürzte, wäh-
rend die zweite, Jatala, ihre Schwester,
aus dem Palaß floh und zu ihrem
Glück auf den alten Prinzen Tsching
stieß, der sie in einem Chinesen-Kar-
ren der flüchtigen Kaiserin schleunigst
nachfolgte. Zwei andere vermittelte
Nebenfrauen des frühverstorbenen Ge-
mahls der alten Kaiserin-Witwe Tschü,
leben heute noch am Peking Kaiser-
hof. Im Dezember 1909 versuchten
sie dadurch äußerlich das Augenmerk
auf sich zu lenken, daß sie vom Prinz-
regenten trotz der Verleumdung eines
höheren Ranges verlangten, zogen sich
aber alsbald stillschweigend zurück,
nachdem sie reichlich mit Geld abgefunden
waren.

Zu den ersten Damen am kaiserli-
chen Hof, die sich um die Kaiserin-
Witwe als maßgebendste scharen,
gehören heute neben der alten Prinzessin
Tsching, der Frau des Reichskanzlers,
und der klugen Frau des Prinzregenten
wohl die beiden Frauen der Brü-
der des Regenten, der Prinzen Tsching-
sün und Taitao, dann die Frauen des
Herzogs Taitse, des Prinzen Pulun
und des Sohnes des Prinzen Tsching,
des Prinzen Tschingtschen, der soeben von
seiner Mission als Repräsentant des
chinesischen Hofes bei Gelegenheit der
Londoner Krönungsfeierlichkeiten zu-
rückgekehrt ist. Von diesen Frauen ist
die hervorragendste unstreitig die Frau
des Prinzregenten, eine Tochter des
aus den Vortagen wohlbestimmten
vormaligen Generalgouverneurs von
Tschili, Junglu, der damals zusam-
men mit dem Prinzen Tuan die reakti-
onäre Partei vertrat. Tochter eines
verklungenen Vaters und einer hochbe-
deutenden, klugen und schönen Mutter,
die aber auch nicht ohne ihre Fehler
Schwachsichtigkeit und Genußsucht
war, ist sie nicht unbedeutend. Man
sieht die Prinzessin Tsching hier und da
in Gesellschaft ihres Stiefbruders und
der Damen ihrer Umgebung im be-
sondern reservierten Saal Diners im
Grand Hotel des Wagos-Vits einneh-
men. Sie ist somit nichts weniger als
gegen die Fremden eingenommen und
freut sich besonders, wenn sie im Hotel
niedlich geputzte europäische Kinderchen
sieht, die sie dann von der Thüre ihres
Ghaisoles aus bewundert. Tritt sie
politisch auch zurück, so ist sie ihrem
Gemahle, dem Prinzregenten, doch eine
treue Beratherin zu Hause, da sie an
der Politik, als Tochter ihres bedeuten-
den Vaters, lebhaften Antheil
nimmt.

Ihre ältere Schwester ist die Gemah-
lin des Neffen des Prinzregenten, des
sehr reformfreundlichen Prinzen Pu-
lun, der mit gutem Erfolg in der er-
sten Sitzungsperiode Präsident des chi-
nesischen Vorbereitenden Parlaments
gewesen und zur Zeit Handels- und
Ackerbauminister ist. Prinz Pulun ge-
hörte nach dem Hinabsinken Kwanghsü's
auch zu den nächsten Thronanwär-
tern und war bekanntlich der Kandidat
der Partei des alten Prinzen Tsching,
der gern endlich einmal wieder einen
erwachenden Prinzen auf den chinesi-
schen Kaiserthron berufen gesehen hät-
te. Auch die beiden Schwestern der
Kaiserin-Witwe Kwanghsü sehen dem
Hof nahe, die eine ist verheirathet mit
dem politisch bedeutenden Herzog
Tschingtsche, dem derzeitigen Finanzmini-
ster, während die zweite die Gemahlin
des Prinzen Kwangtschong, Banner-
generals und Mitregents des Reichs-
auschusses, ist.

Der Vater der heutigen Kaiserin-
Witwe, der eingangs erwähnte Herzog
Kweihsiang, hat seine politische Rolle,
wenn er solche überhaupt je eingenom-
men hat, längst ausgespielt. Seine
Tochter, die Kaiserin-Witwe Kwanghsü,
kommt mit ihm kaum mehr in Berüh-
rung, weil sie mit dem kleinen Kaiser,
abgeschlossenen von aller Welt, in der
Verbottenen Stadt lebt. Zu ihrem po-
sitiven Anhang, wenn man überhaupt
von solchem reden kann, gehören beson-
ders drei Männer, das sind der jetzige
Chef des Geheimkabinetts, Erzlehnz
Jungtsching, der Finanzminister Her-
zog Tschingtsche, bei dem Ihre Majestät ab-
und an kleine Privatanklagen zu ma-
chen pflegt, und schließlich der Chef
des kaiserlichen Astronomie-Amtes,
Prinz Li, politisch eine Null, schon
deshalb, weil er das zur Zeit bedeu-
tungslose Amt am kaiserlichen Hof
inne hat, das wohl früher von großem
Gewicht gewesen sein mag, aber heute
bei dem großen Fortschritt Chinas auf
dem Gebiet der Reformen ein wesenlos-
es Schattenamt geworden ist.